

Nr. 39. **Bromberg, den 24. Februar** **1926.**

Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von **Otto Willi Gail.**

(5. Fortsetzung.) ——

Die Fahrt der Rakete befriedigte Suchinow nicht. Der Abschuß war zwar glatt von statten gegangen. Unter dem Rückdruck der raschen aufeinanderfolgenden Explosionen der Energiepatronen war das torpedoähnliche Raumschiff emporgestiegen — seine Geschwindigkeit mehr und mehr steigernd, bis es nach knapp einer Minute in den Wolken verschwand.

Das war alles programmäßig verlaufen. Die Beschleunigung beim Abschuß war nicht übermäßig — sie konnte Skoryna nicht viel geschadet haben. Aber das Versagen der Beleuchtungsanlage gab Suchinow zu denken. Skoryna war es anscheinend nicht gelungen, die Störung zu beseitigen. Und warum hatte er keine Funkenmeldung zur Erde gesandt, auf die Suchinow mit nervenzerrüttender Spannung gewartet hatte? Nun hatte die Rakete längst den Empfangsbereich der großen irdischen Funkstationen verlassen und noch weniger reichte die kleine Sendeanlage der Rakete mehr auf die Erde zurück. Doch in den ersten Stunden nach dem Start hätte Skoryna Nachricht geben können — Gewißheit über den Verlauf des Abschusses. Diese furchtbare Unsicherheit der ersten Tage hatte an den Nerven Suchinows verheerend gezehrt.

Die Enttäuschung und das Mißtrauen der ganzen zivilisierten Welt ließen ihn kalt. Aber nun diese Beobachtung an der Lick-Sternwarte, aus der sich für die erste Hälfte der Gesamtstrecke eine mittlere Fahrt der Rakete von nur vierzehnhundert Metern pro Sekunde ergab? Nach seinen Berechnungen hätte die Rakete auf dieser Strecke eine Durchschnittsgeschwindigkeit von zweitausendvierhundert Metern entwickeln müssen. Damit wäre die Überschreitung des schwerefreien Punktes zwischen Erde und Mond mit rund fünfhundert Sekundenmetern garantiert, der daran anschließende freie Fall zum Mond in eine schwache Hyperbel gelenkt und die Gefahr, vom Mond in einer geschlossenen Ellipse eingefangen zu werden, gebannt worden.

Nun war aber nicht viel mehr als die Hälfte dieser erforderlichen Geschwindigkeit erreicht worden. Der für den Aufstieg vorgesehene Betriebsstoff reichte nun bestimmt nicht aus, um die Rakete über die Schweregrenze der Erde emporzutragen. In welchem Maße würde Skoryna gezwungen sein, die Reserven heranzuziehen, und würde dann den Rest an Energiepatronen noch genügen, um bei der Rückkehr wieder über die Schweregrenze hinwegzukommen, den freien Fall zur Erde hinreichend abzubremsen und eine glatte Landung zu ermöglichen?

Suchinow zitterte bei dem Gedanken, Skoryna könnte diese ungeheure Gefahr übersehen oder waghalsig alle Bedenken in den Wind schlagen.

Nur zwei Möglichkeiten blieben dann: Entweder überwand die Rakete bei der Rückfahrt mit letzter Kraft das Schwerefeld des Mondes, verringerte dadurch aber den Vorrat an Energiepatronen derart, daß sie dann ohne genügende Bremsenergie unfehlbar auf die Erde stürzte und zerschellte — oder sie blieb an den Mond gefesselt, umkreiste diesen wie der Mond die Erde — unaufhörlich — ewig!

Was dann?

Die Rakete enthielt Nahrungsmittel — konzentrierte Nährpillen, die für Monate ausreichten. Auch für Luftsauerstoff war reichlich gesorgt. Inzwischen konnte man ein zweites Raumschiff bauen und zu Hilfe kommen. Mußte aber Skoryna in der Einsamkeit des Weltenraumes — ohne jede Verbindung mit der Erde — ungewiß über sein Schicksal — nicht mit absoluter Sicherheit wahnsinnig werden? Und würde Vacarescu noch einen Leu riskieren für das zweite Modell? An die Trans-Sylvania-Company gar nicht zu denken — jetzt nach der Gründung der Trans-Cosmos-Gesellschaft? Und würde diese zweite Rakete nicht schließlich dasselbe Schicksal erleiden wie die erste?

Suchinow brauste das Blut in den Adern. Nur jetzt die Ruhe nicht verlieren — nur klar bleiben im Kopfe! Großer Gott — nur jetzt nicht zusammenbrechen! Hätte er doch dem ungestümen Drängen Skorynas nicht nachgegeben und erst ein Modell ohne Passagiere entsandt!

Doch vielleicht waren seine Befürchtungen umsonst. Sicher hatte auch Skoryna die Lage erkannt und würde sich hüten, dem Mond ins Garn zu gehen. In gehöriger Entfernung konnte er den Trabanten umkreisen — höchstens ein paar Richtungsschüsse, die keine wesentliche Rolle spielten. Skoryna würde wohl das Richtige erkennen und ausführen.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken suchte sich Suchinow zu beruhigen — aber er wurde nicht Herr über seine quälenden Sorgen.

Rasch durcheilte er seine an der Calei Victoria gelegenen, noch nach Tünche und Lack riechenden Büroräume, in denen die Schreibmaschinen klapperten. In seinem Privatkontor schloß er sich ein.

Hier und auf dem Observatorium hatte er die letzten Tage und Nächte verbracht — der Schlaf hatte ihn geflohen. Müde sank er in den breitlehnigen Sessel vor dem Schreibtisch — einige Stunden hatte er noch Zeit — um zehn Uhr erwartete man ihn auf der Sternwarte.

Mechanisch glitten seine Augen über die Gobelins an den Wänden, ruhten einen Augenblick auf der hübschen Renaissancestanduhr, wanderten hinüber zu dem riesigen Globus in der Ecke — dann sank sein Kopf auf die Brust und die Natur verlangte gebieterisch ihr Recht.

Ein schüchternes Klopfen an der Türe schreckte ihn auf.

„Was ist?"

„Ein Telegramm, Monsieur!"

Nachlässig riß er die Verschlußmarke durch und las. Wie in plötzlichem Schrecken zuckte er zusammen, zerriß das kleine unschuldige Papier, das ihm eine unangenehme Nachricht übermittelt zu haben schien, und rannte mit großen Schritten auf dem tiefen, schalldämpfenden Teppich auf und ab.

„Verdammt — da stimmt etwas nicht!" preßte er durch die zusammengebissenen Zähne, „das hat mir gerade noch gefehlt!" Ächzend fiel er wieder in den Sessel, holte die Fetzen des Telegramms aus dem Papierkorb und griff nach dem Kursbuch.

9.

Entdeckungen.

Als Samuel Finkle in Budapest ankam, nahm er zunächst eine der in unabsehbarer Reihe am Bahnhof anstehenden Pferdedroschken und fuhr in das Hotel, in dem er telegraphisch Zimmer bestellt hatte.

Viel lieber hätte er einen Bummel an der Donau unternommen, um sich nach der langen Fahrt zu erfrischen, — hätte in einem der Kaffeegärten an der Uferpromenade einen Tokaier getrunken und hinübergesehen über den breiten blauen Strom, in dessen Wasser sich die Altofener Festung spiegelt und die entzückenden, aus einem Meer von Grün hervorlugenden Villen der Budapester Magnaten, — hätte sich erfreut an der lebhaften auffallenden Eleganz der rassigen

Ungarinnen, die am Nachmittag die Donau-Quais bevölkern. — —

Aber Onkel Sam hatte keine Zeit. Es gab noch so viel zu tun heute, und mit dem Schlag sechs mußte alles bereit sein.

„Zimmer sechsundvierzig!“ sagte der deutsch sprechende Geschäftsführer des Hotels, der Lift trug Sam in den zweiten Stock; ein Boy brachte den Koffer und wies die Zimmer an. Das Hotelleben ist überall gleich auf der ganzen zivilisierten Erde, wie überhaupt die Unterschiede zwischen den Nationen mehr und mehr verflachen und vor dem Absterben stehen.

Onkel Sam unterzog seine Wohnung einer sorgfältigen Musterung, wie er sie in solcher Gründlichkeit wohl kaum jemals einem Hotelzimmer hatte angedeihen lassen. Ein kleiner Salon mit anstoßendem Schlafzimmer bildete das „Appartement“, das er sich telegraphisch gesichert hatte. Das Bett war miserabel, das Zimmertelephon funktionierte nicht und die Lichtschalter waren so unpraktisch angeordnet, daß man vom Bett aus das Licht nicht löschen konnte. — Dinge, die dem alten Sam sonst gehörig mißfallen und ihn veranlaßt hätten, den Zimmerpreis einer Revision zu unterziehen.

Doch diesmal schien er seine Ansprüche in anderer Richtung zu stellen. Vor allen Dingen interessierte ihn die Verbindungstüre zwischen Salon und Schlafzimmer, die durch einen dichten schweren Vorhang verdeckt war. Die Türe konnte offen stehen, ohne daß man dies vom Salon aus bemerkte. Das Schlafzimmer hatte keinen weiteren Eingang und war nur durch den Salon zu erreichen. Dann untersuchte er das elektrische Licht. Der Lüster im Salon enthielt vier Birnen, die man mit einem Drehschalter einzeln oder zusammen aufflammen lassen konnte. Da jedoch nur drei der Birnen heil waren, beraubte er die Nachttischlampe im Schlafzimmer ihrer Lichtquelle und schraubte sie anstelle der defekten Birne in den Lüster.

Blinzelnd prüfte er die Lichtstärke in dem nun voll erleuchteten Raum, dessen helle Wände das Licht diffus reflektierten. Nachdem er noch die Maße des Salons durch Abschreiten genau aufgenommen hatte, drehte er das Licht wieder ab und verließ — von seinen Untersuchungen sichtlich befriedigt — das Hotel.

Er wandte sich aber auch jetzt nicht zur Uferpromenade, unterdrückte standhaft seine Bummelgelüste und trat in einen kleinen Photoladen im Zentrum.

„Haben Sie eine Lupus-Camera?“ fragte er den jungen Verkäufer, der nicht Deutsch verstand und betroffen aufblickte.

„Haben Sie eine Lupus-Kamera?“ fragte er wiederholt und bemerkte nun, daß der junge Mann den Namen Lupus kannte. Da Sam aus der ungarischen Antwort nicht klug werden konnte, ließ er die Skala seiner Sprachkenntnisse spielen:

„Do you speak english — parla italiano — parlez-vous français — sti rumineste?“

Sofort verfiel der Photo-Mann in ein holpriges Schul-Französisch und erklärte, daß er Lupusapparate leider nicht führe, aber eine Reihe anderer erstklassiger Markenfabrikate vorlegen könne.

„Ich brauche aber eine Kamera mit sehr großer Lichtstärke!“ sagte Sam, „möglichst mit der Öffnung 1:2!“

Damit konnte der Mann jedoch nicht dienen.

In mehreren Läden versuchte er sein Glück; endlich fand er eine größere Spezialhandlung, wo er die gewünschte Lupus-Kamera erhielt.

Im Hotel wieder angelangt, baute er im Schlafzimmer die Kamera so auf, daß das Objektiv den Salon beherrschte, wenn man den Vorhang ein wenig zur Seite schob.

Dann eilte er die Treppe hinunter und gab dem Portier Anweisung, Besucher, die nach Herrn Suchinow oder Frau Mertens fragten, in seinen Salon zu führen.

„Ich habe eine kleine Besorgung zu machen und komme bald wieder. Die Herrschaften mögen sich kurze Zeit gedulden und im Salon auf mich warten!“ sagte er nachlässig, während der Portier die Namen notierte, und schlenderte zum Portal hinaus.

Draußen schlug er einen Bogen und kehrte durch das Restaurant über die Hintertreppe wieder in sein Zimmer zurück, schaltete im Salon das volle Licht ein, verdunkelte das Schlafzimmer und zog die Portiere vor die Verbindungstüre. Dann setzte er sich in dem dunklen Schlafzimmer neben die Kamera und wartete.

Es war kurz vor sechs Uhr. Ein pfiffiges Lächeln zog über sein gefältetes Gesicht. „Hoffentlich kommen sie auch!“ dachte er und gähnte. Aus alter Gewohnheit griff er in die Tasche, zog eine halb angerauchte Meerschaumpfeife heraus und ertappte sich dabei, als er eben im Begriff stand, ein Zündholz anzustecken. Mach keine Dummheiten, alter Sam!“ sagte er zu sich selbst und legte die Pfeife weit fort, um nicht wieder in Versuchung zu geraten.

Die Geduld Finkles wurde auf eine harte Probe gestellt. Eine halbe Stunde saß er im Dunkeln — ohne Pfeife — und langweilte sich ungeheuer, da näherten sich draußen auf dem Korridor Schritte. Die Türe des Salons sprang auf.

„Bitte, Madame, wollen Sie hier kurze Zeit warten!“ sagte jemand auf Französisch. Kleider raschelten, eine Wolke von Parfüm stieg Sam in die Nase, daß er nur mit Mühe das Niesen unterdrücken konnte, tänzelnde Schritte waren vernehmbar, dann ein leichter Seufzer und das Quietschen der Sofafedern.

Sam lugte vorsichtig durch den Vorhang.

„Donnerwetter!“ entfuhr es ihm, glücklicherweise nicht laut; der Hausmeister in der Uhlandstraße hatte nicht zu viel gesagt. Die Dame in dem enganschließenden grauen Herbstkostüm neuester Mode, die dort auf dem Sofa saß und nachdenklich mit den Spitzen ihrer niedlichen Lackschuhe wippte, war wirklich ein „hübscher Fratz“. Kurzgeschnittenes, doch sehr volles blauschwarzes und glatt aus der Stirn nach hinten gekämmtes Haar umrahmte ein blasses Kindergesichtchen, dessen Weichheit in krassem Widerspruch stand zu den sinnlichen etwas aufgeworfenen Lippen und dem vollendet schönen Nacken, der eine schlanke, voll entwickelte Figur ahnen ließ. Sie hatte die Beine übereinandergeschlagen und der bis auf die Knie zurückgeglittene Rock enthüllte wohlgeformte mit hauchfeinen Seidenstrümpfen bekleidete schlanke Beine, deren Linien den alten Sam in schwüle Verwirrung brachten. Natürlich glaubte sich die Dame allein und unbeobachtet, und etwas schämte er sich seiner unwürdigen Lauscherrolle.

War das Natalka? Wie eine Wissenschaftlerin sah die freilich nicht aus. Sam rückte vorsichtig an dem Apparat. Ein leises Knacken, das im Ticken der Wanduhr unterging — das erste Beweismittel war in Sicherheit. Rasch und leise wechselte er die Kassette.

Die Dame nestelte an ihrem roten Saffiantäschchen und steckte sich eine Zigarette an, deren blaue feine Wolken durch den Vorhang drangen und in Sam erneute Sehnsucht nach seiner Pfeife erweckten. „So ein Detektiv hat es doch nicht leicht!“ dachte er wehmütig, holte sich die Pfeife und rauchte wenigstens kalt.

Die Zeit verran — die Dame schien ungeduldig zu werden. Sam sah, wie sie der Handtasche ein Papier entnahm und las. „Aha!“ schmunzelte er, „mein Telegramm!“

Plötzlich wurde hastig die Salontür aufgerissen, die Dame schrie leicht auf und ein großer hagerer Mann, dessen Gesicht merkwürdig grüngesprenkelt war, trat rasch ein. „Der scheint einmal eine Gasvergiftung durchgemacht zu haben!“ murmelte Finkle, der vom Weltkrieg her diese Art von Erkrankung in Erinnerung hatte „vielleicht sind ihm die Energiepatronen schlecht bekommen!“

Aufmerksam lauschte er dem lebhaften Gespräch, das sich nebenan entwickelte — aber oh weh! — man sprach ein Idiom, das er nicht kannte — vermutlich Russisch! Das war fatal und er suchte in den Gebärden und Bewegungen seiner „Schützlinge“ zu lesen.

Suchinow, denn er war es ohne Zweifel, küßte die Dame flüchtig auf die Stirne, er schien in der übelsten Laune zu sein und seine Stimme klang hart, ja befehlend. Frau Mertens zwitscherte wie eine Schwalbe, verzog schmollend den Mund und deutete mehrfach mit dem Zeigefinger auf den Kopf. Dann sprachen sie beide zu gleicher Zeit — als wollte einer den anderen überschreien — und schließlich hielt Frau Mertens dem Manne das Telegramm vor die Augen.

„Jetzt wird's Zeit!“ sagte sich Onkel Sam, brachte seine Kamera in Bereitschaft und knipste, als ihm die beiden Streitenden eben die Gesichter zuwandten. Vorsichtigerweise wiederholte er die Aufnahme noch ein zweites Mal. Dann räumte er das Stativ beiseite, steckte die drei belichteten Kassetten ein und spähte wieder durch den Vorhang.

Suchinow hielt eben das rätselhafte Telegramm in der Hand und las:

„Erwartet mich Freitag sechs Uhr abends Imperial Hotel Budapest bestimmt. Suchinow.“

Samuel Finkle hätte beinahe laut aufgeschrien vor Freude. Suchinow sprach nun — vermutlich durch das Telegramm angeregt — Französisch und behielt diese Sprache bei, so daß nun Sam alles verstehen konnte.

„Und das hast du geglaubt, du Gans?“

— „Oho, dir mangelt es an Höflichkeit!“ variierte der Lauscher schmunzelnd den Altmeister Busch. —

„Warum sollte ich nicht?“ rief Frau Mertens und stampfte mit dem Fuß auf.

„Du wußtest doch, daß ich in Bukarest war und das Telegramm kam aus Berlin! Da hättest du dir doch sagen müssen, daß da etwas nicht stimmt!“

„Gerade deshalb habe ich die Sache sehr ernst genommen. Wenn du in Berlin bist, sagte ich mir, dann hat das schwerwiegende und sicher sehr unangenehme Gründe!“ Lächelnd setzte das schlanke, rassige Geschöpf dann noch hinzu: „Übrigens, mein Herr, sind Sie denn nicht auch auf den gleichen Schwindel hereingefallen?“

„Du kannst dich darauf verlassen, daß ich nicht über die Karpathen geeilt wäre, wenn ich nicht zufällig an der Magyar-Bank hier zu tun hätte."

„Ihre Logik ist einfach bezaubernd, mein Herr!" sagte Frau Mertens spöttisch und tanzte einige Shimmy-Schritte; dann zog sie einen kleinen Kamm aus ihrer Handtasche und ordnete vor dem Spiegel unbekümmert ihren „Bubikopf".

(Fortsetzung folgt.)

Simmchen.

Von Hans Mitteweider.

(Nachdruck verboten.)

Sie kannten ihn alle in dem Städtchen den Simmchen, denn als er noch ganz klein gewesen war, hatte die Großmutter, die zu den Leuten waschen ging, ihn mitgenommen. Daheim hätte er niemand gehabt, der sich seiner erbarmte. So wußte jedes, daß Simmchen nicht nur verwachsen war, sondern noch taub. Stumm war er nicht, aber da er nichts hörte, lernte er nicht sprechen, summte nur manchmal vor sich hin, immer so: ssssssmmm!, und da nannte man ihn Simmchen. Damals hatte er auch mancherlei geschenkt gekriegt, und er dachte sehnsüchtig an die schöne Zeit, aber nun war er zu groß geworden, zählte sechs Jahre — da mußte er daheimbleiben. Großmutter sagte, es sähe aus, als wolle sie betteln, wenn sie ihn mitbringe, und das — nein, lieber sterben! So war Simmchen den ganzen Tag allein, bis er eines Tages im Hofe einen Hund erblickte, der jämmerlich das Maul aufsperrte. Er heulte vor Hunger, aber Simmchen hörte das nicht, er sah nur die Not des Tieres, die er in seinem Herzchen empfand, und so schlich er sich die Treppe hinab und gab dem armen Kerl das Stück Brot, das ihn selbst vor Hunger schützen sollte. Daran dachte er nicht. In ihm war eine große, große Freude, weil er, der arme, bucklige, taube Simmchen einem anderen Geschöpf wohltun konnte. Und der Hund wich nicht mehr von Simmchen, lief mit in das Stübchen und leckte dem armen Kerl immer wieder das Gesicht, über welches Freudentränen liefen. Simmchen hatte einen Freund, einen Spielgefährten, der ihn verstand, ohne daß er zu sprechen brauchte, und Großmutter sagte nichts, als sie heimkam, wendete sich nur in einen finstern Winkel und trocknete sich mit dem Schürzenzipfel die Augen.

Ach, war Simmchen von dieser Zeit an glücklich! Kein Mensch hätte das fassen können, dem alle Schätze der Erde zur Verfügung standen, und doch war sein Freund nur ein ruppiger, struppiger Köter, den sein Herr erbarmungslos fortgejagt hatte, daß er irgendwo verhungern möchte!

Der Hund brachte es dahin, daß Simmchen sich auf die Gasse wagte, denn das Tier wollte nicht immer in der Stube bleiben, und Simmchen wieder wollte es nicht allein lassen. Er sorgte sich um seinen Freund wie eine Mutter um ihr Kind, und lief er einmal zu weit fort, dann zischte er sein Sssssmmmmm!, daß er bald wiederkam. Die Nachbarn lachten, schüttelten den Kopf, aber da Simmchen es doch nicht gehört hätte, schalten sie ihn gar nicht erst, und was die Straßenjungen ihm höhnisch zuriefen, das vernahm er ja auch nicht. —

Damals war es, daß eine Dame an ihm vorbeikam und sah, wie Simmchen seinen Hund anschaute. Da erzählte sie im ganzen Städtchen, was für wunderbar seelenvolle Augen der kleine Kerl hätte. Und sie hatte schon recht.

Aber das Glück Simmchens war zu groß.

Als er eines Tages vor der Tür hockte, kam ein Ungeheuer in die Gasse, wie es noch nie darin gesehen worden war — ein schnaubender, ratternder Wagen, der ohne Pferde lief — und während Simmchen vor Furcht regungslos blieb, fuhr der Hund auf das Ungetüm los, heulend vor Zorn. —

Laut zischte Simmchen. Der Hund! Der Hund! Er mußte unter die Räder kommen!

Und er kam darunter! Aber mit ihm zugleich sein kleiner Herr, der arme, arme Simmchen!

Als sie ihn aufhoben, ohne sich um den noch leise zuckenden Hund zu kümmern, wehrte er sich verzweifelt, bis sie ihn neben das Tier legten. Und dieses leckte zum letzten Male die zitternde, schwache Hand, schaute zum letzten Male in die erbarmenden, weinenden Augen — dann starb er.

Und zur selben Zeit tat Simmchen seinen letzten Atemzug.

„Es ist ein Glück für ihn!" murmelte einer, der ihn sterben sah, und wußte nicht, wie recht er hatte.

Was hätte Simmchen noch auf der Erde gesollt ohne seinen einzigen Freund?

Kino-Premiere in den Wolken.

Aus Berlin schreibt man den „Danz. N. N.":

Von Tag zu Tag tasten wir uns ein wenig weiter in der Technik vor, und wenn diese Dinge auch sicherlich nicht das Ziel des Lebens bedeuten, sie gehören dazu, man muß sie kennen, ihre Fortschritte verfolgen und beachten. Dieses ist nun das Neueste: Filmpremiere über Berlin, Flugzeug mit Lauthörern und Rundfunkgeschmetter und drahtloser Telephonie. Solches begab sich zum ersten Male in Deutschland, und wenn man das Zugtelephon gebührend gefeiert hat, warum will man sich vor dem Lufttelephon verschließen.

Auf dem Flughafen Tempelhof wartet das Junkersflugzeug, das uns in die Lüfte tragen soll. Kein unebenes Tier: dreißig Meter ragen seine Flugflächen auseinander, etwa halb so lang ist sein Körper, es streckt drei Propeller hervor und unter den Flügeln hängen, wie Polypenaugen, Scheinwerfer für Nachtflüge. Grau, nebelig, diesig, liegt die Atmosphäre über dem weiten kahlen Feld, ganz hinten mischen sich die weißen Wolken der Stadtbahnzüge in die unsichtige Luft, irgendwo ahnt man dort Tempelhof; aber alles bleibt unklar; kein Wetter für Fluggäste.

Das Innere dieses Junkersgroßflugzeuges, in dem wir, zehn Presseleute, Platz genommen haben, erscheint annehmlich und bequem, wie ein schmaler Straßenbahnwagen etwa, mit zehn kleinen Sesselchen; man empfindet völlig den Eindruck eines geschlossenen und festen Raumes, der einen gewissen Komfort nicht verleugnet. Sitzen wir alle? Dann vorwärts!

Die Fenster sind mit dicken Vorhängen bedeckt, die Deckenbeleuchtung ist eingeschaltet worden. Der Lautsprecher trompetet einen Marsch. Die Motore donnern. Fliegen wir schon? Man weiß nichts, sieht nichts, fühlt nichts, kein Stoßen, Rütteln, Schwanken. Dann surrt der kleine Projektionsapparat los, der jetzt von seinen Wundern künden will.

„Die verlorene Welt. First National-Film der Ufa. Ausschnitte für den Rundflug der Pressevertreter." Das sind einzelne Episoden aus dem großen Schauspiel, das sich demnächst in seiner ganzen Länge von drei Kilometern vor uns entrollen wird. Hier sehen wir etwa zweihundert Meter, Einzelheiten, die doch schon eine Vorstellung des Ganzen vermitteln können.

Der Film führt auf den Wegen einer wissenschaftlichen Expedition in einen Urwald. Tropische Visionen: Waldesdämmerung und Baumriesen, Lianengewirr und geringelte Schlangen, Bambushütten, sumpfiger Morast. Dann gelangen die Helden in jene abgelegenen Gebiete, da noch die Vorsintflutler hausen, die gigantischen Geschöpfe der prähistorischen Zeit, die sich hier noch aus irgend einem Grunde erhalten haben. Eins von ihnen wird nach London geschleppt, befreit sich dort, stampft wüst durch die Straßen, zerschmettert mit einer Bewegung seines Schweifs Mauern, reißt mit einer Drehung seines grauenhaft fleischenden Kopfes Häuserfronten auf, drückt Menschenhaufen zusammen, sein geschuppter Leib schiebt sich durch die Straßen, Panik bricht aus, Menschen, gehetzt und geängstigt, stürzen vorbei, der Urwaldgigant wird zum Herrn der Stadt, niemand kann ihn halten, endlich tappt er auf die Towerbrücke, sie zerknickt unter seinem Gewicht — das Untier versinkt.

Das sehen wir, und daß wir es sehen, verwundert nicht im mindesten. Man weiß: das sind Modellaufnahmen, die Häuser bestehen wohl aus Pappe und der Brontosaurus hat wahrscheinlich eine Mechanik im Leib. Trotzdem: das ist technisch fabelhaft gemacht. Wir sahen damals den berühmten Drachen des Nibelungen-Films, der später auf der Kipho in seiner ganzen kolossalen Größe gezeigt wurde, und hielten ihn schon für ein Meisterwerk. Hier ist er übertroffen. Dieses Urwaldphantom verspritzt Entsetzen, es erregt die Sensationen des Ungeheuerlichen, es ist von einer massiven unheimlichen Lebendigkeit. Gut, dieser Film — wenn die drei Kilometer halten, was die zweihundert Meter verheißen.

Wirklich, diese Utopie von der „Verlorenen Welt" hat etwas. Wir haben für zehn Minuten vergessen, daß wir irgendwo in den Lüften schweben. Denn auch das Rauschen der Propeller und die Märsche des Funkorchesters sind inzwischen vertraute Geräusche geworden.

Vorhänge hinunter und die Fenster auf! Wir schweben am südlichen Rand der Stadt, über Mariendorf. Die Spielzeugschachtellandschaft schwimmt unter uns daher, gelassen gleitet neben meinem Fenster der Silberflügel der Maschine, und ein leichter durchscheinender Wolkenflor liegt über dieser Peripherie von Berlin.

Dann gibt man uns Mikrophone in die Hand. Wir sprechen einige Worte an unsere Redaktionen. Wir sind die Ersten in Deutschland, deren Sendung aus der Luft drunten in der Stadt empfangen wird.

Zu Ende. Wir haben immerhin erlebt, wie drei machtvolle Faktoren — Film, Funk und Flug — zu einem Ganzen

zusammengeschweißt wurden, wir sahen den augenblicklichen, noch anfänglichen und daher unvollkommenen Stand der Dinge, aber es kam uns doch zum Bewußtsein, daß uns das Berliner Rundfunkorchester auf Welle 505 anblies, während wir auf Welle 900 in die Stadt unter uns sprachen, wir erlebten doch mit einigem Staunen die Allmacht dieser geheimnisvollen Aetherwellen und wissen jetzt, daß Film und Funk im Zug und auf Flugzeugen keine vagen Möglichkeiten, sondern höchst nahe und greifbare Realitäten sind.

Daß wir die Ersten waren, die diese Anfänge erlebten, mag uns heute noch vielleicht von einiger Wichtigkeit sein. Aber schon übermorgen wollen wir das für uns behalten. Sonst lacht man uns aus: Alte Geschichten! A. N.

Der Selbstmord der Grimaldis.

Anekdote, mitgeteilt von Historicus.

Der vor etwa hundert Jahren in London lebende berühmte Spaßmacher Grimaldi lebte mit seiner Frau nicht etwa in bester Ehe.

Sie zankten sich oft miteinander, und die Feindseligkeiten nahmen endlich eine derartige Stärke an, daß Mann und Frau übereinkamen, sich gemeinsam das Leben zu nehmen.

Grimaldi ging in eine Apotheke in der Nähe und verlangte eine Unze Arsenik, um Ratten zu vergiften.

Der Apotheker gab dem ihm wohlbekannten Grimaldi die Dosis, die, wie er glaubte, hinreichen würde, ihn von allen Erdübeln zu befreien.

Die beiden Eheleute teilten das Gift ehrlich, nahmen es in einem Glase Wasser ein und umarmten einander, nun im Angesicht des Todes versöhnlich gestimmt, zum letzten Male.

Die Frau legte sich darauf im Schlafzimmer auf ihr Bett, der Mann im Wohnzimmer auf das Sofa. Die Tür zwischen beiden Zimmern ließen sie offenstehen.

Tränen füllten beider Augen.

Es folgte eine lange, feierliche Pause.

Man hörte kein Stöhnen, keinen Seufzer der Angst, alles war still wie im Grabe.

Endlich richtete Grimaldi, dem vor langem Warten die Geduld ausging, den Kopf empor und rief im allerleisesten Ton seiner Stimme: „Bist du tot, liebe Frau?"

Frau Grimaldi antwortete darauf in möglichst hohem Tone: „Nein, Grimaldi!"

Der Mann brummte etwas in seinen Bart, und alles war still wie zuvor.

Es verging wieder eine halbe Stunde, die Neugierde quälte die Frau, da sie keinen Laut im Nebenzimmer hörte, und sie fragte: „Lieber Grimaldi, bist du tot?"

Grimaldi antwortete: „Nein, Frau!"

So wurde zwei Stunden lang hin und her geredet und gefragt, bis endlich Grimaldi sagte: „Ich glaube nicht, daß ich diese Nacht noch sterben werde, ich müßte denn verhungern; ich habe einen furchtbaren Appetit, Frau, steh auf und hole etwas zu essen!"

Und seltsam! Seitdem die beiden Eheleute, wie sie geglaubt, vor der Pforte des Todes gestanden hatten, ging es besser mit ihrem Zusammenleben, sie zankten sich seltener und seltener, und eines Tages war alles in schönster Harmonie.

Wem aber verdankten sie die Rettung und das Glück?

Dem Apotheker, der Grimaldi, dessen fortwährende Zänkereien mit der Gattin er kannte, statt des Arsenik — Magnesia gegeben hatte.



Bunte Chronik



* **Das Ende einer Prinzessin.** Aus Moskau wird gemeldet: Ein tragisches Schicksal hat eine Prinzessin Obolenskaja ereilt. In den Tagen der Oktoberrevolution von 1917 wurde die Prinzessin, damals ein 15jähriges Mädchen, von der Erzieherin, der sie anvertraut war, mittellos in den Straßen Moskaus zurückgelassen, während die Erzieherin selbst ins Ausland floh. Das von allen verlassene Mädchen fand Aufnahme im Asyl als Obdachlose. Nachdem sie seit einigen Jahren ein Verhältnis mit einem Eisenbahnarbeiter hatte, wurde sie Prostituierte. Nun fand man die Leiche der jetzt 24jährigen Prinzessin in einem Schneehaufen liegen. Ihr Mörder, ein Hausmeister, ist verhaftet worden.

*

* **Ein Feuerherd unter dem Bodensee?** Die Blätter veröffentlichen einen Bericht über eine rätselhafte Stelle im Bodensee, an der seit längerer Zeit das Emporsteigen schwarzer Schlammassen beobachtet wird, die einen gasartigen Geruch verbreiten. Aus Lotungen an dieser auf der Höhe von Langenargen gelegenen Stelle ergibt sich, daß an dieser mit 180 Meter tiefsten Stelle des Bodensees sich noch ein zwanzig Meter tiefer liegendes Loch befindet, aus dem die Schlammassen herausgeschleudert werden. Man vermutet, daß der See durch dieses Loch die Verbindung mit einem unterirdischen Feuerherde habe, ähnlich dem der isländischen Geysirs. Das Institut für Seeforschung in Langenargen plant in Verbindung mit der Drachenstation in Friedrichshafen und der biologischen Station in Wasserburg eine neue Untersuchung der rätselhaften Oertlichkeit.

*

Aus der gotischen Periode Südrußlands. Im Bezirk Kertsch in der Krim ist bei Erdarbeiten eine alte Grabstätte aufgedeckt worden, in welcher bei einem Skelett verschiedene Schmuckstücke einer Frau und darunter ein goldenes Diadem gefunden wurden. Es wurden mehrere Gelehrte um ihr Gutachten ersucht, die zu der Meinung kamen, daß es sich hier um eine Grabstätte handelt, die aus der Zeit der Goten stammt, die ja bekanntlich einige Zeit hindurch in Südrußland ihre Wohnsitze hatten.

*

* **Eine Schlange als Haustier.** In einem stillen Vorort Londons lebt ein Privatgelehrter, dessen Heim ein seltsames Haustier in Gestalt einer vierjährigen sechs Fuß langen Boa Constrictor beherbergt. Die Schlange, die auf den Namen Zulu hört, fühlt sich in ihrer Rolle als Haustier durchaus behaglich und soll dem Herrn und seiner Frau gegenüber die Anhänglichkeit eines treuen Schoßhündchens an den Tag legen. Die Mutter der Schlange kam, in einem warmen Käfig verpackt, aus Südamerika nach London. Als man dort den Käfig öffnete, fand man eine Anzahl kleiner Schlangen neben der Alten, von denen jede nur einige Unzen wog. Eine dieser war Zulu, die in das Haus von Mr. Crowther kam und dort unter der treuen Pflege der Gattin des Gelehrten aufwuchs. Das Tier ist durchaus harmlos und glücklich, wenn es sich um den Hals von Frau Crowther wickeln kann, die es wie ein Schoßhündchen liebkost und es ihren Liebling nennt. Mit seiner buntschillernden Haut, die im wechselnden Licht der Sonne in allen Farben spielt, macht Zulu einen reizvollen Eindruck. Das Einerlei des Alltags wird durch eine Mahlzeit unterbrochen, die in dem beschaulichen Dasein der Boa ein Ereignis bildet. Alle vierzehn Tage erhält sie als Leckerbissen eine Ratte, die sie schnell und schmerzlos tötet. Sie darf ihr Glashaus, in dem sie gewöhnlich liegt, häufig verlassen und ein Stündchen in Gesellschaft von Herrn und Frau Crowther verbringen. Sie wählt sich dann das beste Sofakissen als Ruhelager aus, das sie hin und wieder mal verläßt, um mit ihrer schwarzen Zunge alle Ecken und Winkel durchzusuchen und schließlich wieder ihr warmes Lager zu beziehen.



Lustige Ecke



* **Ein Pfiffikus.** Ein Lateinschüler in dem Städtchen Z. wurde von seinem Vater beim Pfeifenrauchen überrascht. Der gestrenge Vater sperrte seinen Filius wegen dieses „Verbrechens" am schönen Sonntag-Nachmittag ein und befahl ihm, ein Gedicht zu machen, in dem das Rauchen verdammt wird. Der junge Lateiner bestieg den Pegasus und verfertigte ein geharnischtes Gedicht gegen den Tabak. Der Vater war sehr erbaut und es erfolgte nun großes Verzeihen. Allein am anderen Tage zeigte der Tabaksdichter das Poem seinen Mitschülern, und diese waren ganz entzückt von der Pfiffigkeit ihres Kollegen. Der junge Dichter hatte nämlich verschiedene Wörter unterstrichen, die wir hier durch fetten Druck hervorheben wollen. Das doppelsinnige Gedicht lautete:

Furchtbar schädlich ist **das Tabakrauchen**
Und ich **lasse** es für alle Zeit;
Ich will auch nie mehr eine Pfeife nehmen,
Von diesem Laster bin ich nun befreit.
Denn alles Tabakrauchen ist ein Übel,
Bringt es uns **doch** den Zorn der Eltern ein;
Und ich — ich will für alle Erdentage
Nicht mehr ein unfolgsamer Junge sein!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.